# Pädagogische Monatshefte.

PEDAGOGICAL MONTHLY.

Zeitschrift für das deutschamerikanische Schulwesen.

Organ des

Nationalen Deutschamerikanischen Lehrerbundes.

Jahrgang IV. Februar 1903. Heft 3

Idealismus, Gedanken und Beobachtungen.

Vortrag, gehalten vor dem 32. Lehrertage zu Detroit.

Von *C. F. Weiser*, High School, Detroit, Mich.

Das, worüber ich zu Ihnen sprechen wollte, fasste ich in die Worte: Idealismus, Gedanken und Beobachtungen. Es sollte Ihnen dadurch von vornherein gesagt sein, dass Sie hier keine irgendwie gerundete Behandlung dieses vielgestaltigen Gegenstandes erwarten dürfen. Sodann hatte ich auch zur Zeit, da ich das Thema formulirte, tatsächlich noch kein klares Bild von dem, was ich sagen wollte, und durch die Fassung desselben wollte ich mir deshalb die Freiheit bewahren, die verschiedensten Dinge, die mir von diesem Gesichtspunkt aus wichtig werden konnten, in den Kreis meiner Betrachtung zu ziehen. Endlich muss ich noch bemerken, dass mir der gestrige Redner, Herr Prof. von Jagemann von der Harvard Universität, einen grossen Teil jener praktischen Gedanken vorweggenommen hat, die meinen Ausführungen ein Recht und einen Zweck auf diesem Lehrertage gaben. Und nur, indem Sie Ihre Eindrücke von dem gestrigen Vortrage mit den Gedanken, die die heutigen Ausführungen anregen sollen, zusammenfliessen lassen, wird darum der Gesamteindruck erzeugt, um den es mir ursprünglich zu tun war.

Gestatten Sie mir nun zunächst zur Orientierung eine Übersicht über das weite Gebiet, das der Begriff Idealismus in dem einen oder anderen Sinne einschliesst.

So alt wie die Sache selbst ist, so ist doch der Ausdruck „Idealismus" erst etwa 200 Jahre alt. Von dem spätlateinischen Adjektive *idealis* hat man ihn gebildet, welches selbst wieder auf das griechische Wort *idea*

zurückgeht. Dieses Wort erinnert jeden von uns an Plato, den Grossmeister der Philosophie.

Für das Denken dieses griechischen Weisen bestand eine Ideenwelt, d. h. ein Raum, in dem die Ideen, die Gattungsbegriffe, die Urbilder der Dinge dieser Welt versammelt sind, von denen wir hier in unserer Welt nur unvollkommene, verstümmelte Abarten, flüchtige Schattenbilder wahrnehmen. Plato weiss sogar von einem Besuch in diese Ideenwelt zu berichten.

Seit Plato scheint es immer wieder Menschen gegeben zu haben, denen es vergönnt war, eine Wanderung durch die Ideenwelt zu machen, und die sich in unserer Welt noch der Dinge erinnerten, die sie in einer anderen Sphäre geschaut. Auf ähnlichen Gedanken wie den platonischen hat man denn auch zu jeder Zeit die verschiedensten Systeme gebaut, die unter sich das eine Gemeinsame haben, dass sie von Ideen oder Idealen ausgehen, statt von der gegebenen Wirklichkeit.

Man spricht nun von Idealismus vom erkenntnistheoretischen Standpunkt aus. Hier kommt Kant. Dieser Idealismus führt einiges oder alles an unserer Erkenntnis auf Vorstellungen, auf Ideen in uns zurück. Ähnlich wie bei Plato liegen für diesen Idealisten die Formen der Erkenntnis a priori im Gemüt. Auf den ersten Blick scheinen solche Theorien, die unsere Erkenntnis für subjektiv erklären, unserer ganzen Erfahrung zu widersprechen und die realistische Betrachtungsweise, die von den Dingen ausgeht, so wie wir sie mit unseren Sinnen wahrnehmen, scheint uns viel einfacher, natürlicher und vernünftiger. Um Ihnen jedoch zu zeigen, dass es sich hier jedenfalls nicht ausschliesslich um müssige Spekulationen handelt, gestatten Sie mir, eine Frage aufzuwerfen und je nachdem Sie dieselbe für sich beantworten, möchten Sie vielleicht unvermerkt in den Bann des Kant'schen und Fichte'schen Idealismus geraten und den Kreis der objektiven Tatsachen unserer Erkenntnis enger und enger ziehen. Stellen Sie sich einmal vor, auf der ganzen Erde gäbe es keine Lebewesen mehr mit einem solchen oder ähnlichen Gehörsinn wie wir Menschen ihn besitzen. Gäbe es dann wohl noch einen Donner, so wie wir ihn jezt hören? Klingt es nicht sehr wahrscheinlich und wird es nicht fast für jeden nach einigem Nachdenken zur Überzeugung, dass es also bloss die Ursache des Donners ist, die ausser uns liegt, während wir nichts anderes als die Wirkung dieser Ursache auf unseren eben so und nicht anders beschaffenen Gehörsinn einem anderen mitteilen, wenn wir sagen: „Es donnert." Mit den anderen Sinneswahrnehmungen verhält es sich ebenso, das Beispiel der Farbenblinden ist Ihnen bekannt.

In der Metaphysik bedeutet Idealismus zunächst die Anerkennung eines Ideellen, eines Geistigen, im Gegensatz zu Materialismus, und sodann die Überordnung des Geistes über die Materie, mit der Annahme eines geistigen Weltgrundes. Hier wären Fichte, Hegel und Schelling

zu nennen, wobei man Fichtes Idealismus als den ethischen, Schellings als den physischen und Hegels als den logischen bezeichnen kann. Diese drei hauptsächlich bilden die sogenannte idealistische Denkerschule. Ein bekanntes Wort Schellings könnte man als das Glaubensbekenntnis dieser Gruppe bezeichnen, wenn er sagt: „Uns allen wohnt ein geheimes, wunderbares Vermögen bei, uns aus dem Wechsel der Zeit in unser innerstes, von allem was von aussen her hinzukam, entkleidetes Selbst zurückzuziehen und da unter der Form der Unwandelbarkeit das Ewige in uns anzuschauen. Diese Anschauung ist die innerste, eigenste Erfahrung, von welcher allein alles abhängt, was wir von einer übersinnlichen Welt wissen und glauben."

Gehen wir nun zu den einzelnen Wissenschaften über, so finden wir einen Idealismus in der Naturphilosophie, in der Ethik und in der Ästhetik. In der Naturphilisophie bedeutet derselbe die Erklärung der Erscheinungen aus der Idee oder Bestimmung des Gegenstandes, die Ethik bezeichnet mit Idealismus jene Sinnesart des Menschen, die sich auf etwas Höheres als die Befriedigung sinnlicher Lust, auf Ideale richtet, und in in der Ästhetik denken wir vor allen Dingen an den Idealisten Schiller, der das Schöne in der Idee fand, die uns in der Erscheinung entgegentritt, während Kant sagt: „Das Schöne gefällt durch seine blosse Form."

Wenn man nun endlich im gewöhnlichen Leben einen Menschen einen Idealisten nennt, so wird derselbe die Bezeichnung in den meisten Fällen nicht als Schmeichelei, sondern als einen Tadel auffassen, indem man dabei weniger an ein hohes, uneigennütziges Streben denkt, als vielmehr an einen Mangel an praktischer Klugheit, die mit den gegebenen Verhältnissen zu rechnen hat.

Das sind also die verschiedenen Arten von Idealisten, wie man dieselben in irgend einem Handbuche der Philosophie bequem zusammensuchen kann.

Es ist nicht nur ein Studium von grossem Reiz, sondern auch eine Beschäftigung, die uns eine reiche, vielgestaltige Fülle der Belehrung bietet, den Weisen der verschiedenen Zeiten und Zonen auf ihren Gedankengängen zu folgen. Jedes denkende Volk und jedes Geschlecht beantwortet in seiner ihm eigenen Weise jene höchsten Fragen, die der Mensch sich stellen kann. Der Menschengeist hat tatsächlich gar kein höheres Geschäft, als sich darüber klar zu werden und die Vielgestaltigkeit der Dinge auf eine Einheit zurückzuführen, so weit sein Denken und Fühlen es vermag, um sodann seine eigene Stellung inmitten dieser Erscheinungen zu begreifen und die aus derselben für ihn entspringenden Pflichten und sittlichen Aufgaben mit Ernst und Mut zu erfassen.

Die Wahrheit, nach deren letztem Punkte, nach deren höchster Spitze das Beste des menschlichen Strebens, auf welchem Gebiet es auch sei, deutet, stellt sich mir unter dem Bilde eines hohen Berges dar, dessen Gipfel

in die Wolken hineinragt, nein, dessen Gipfel die Wolken überragt; denn während das Auge des einen nu bis an die Wolkengrenze reicht, erblicken die anderen das weisse Haupt des Berges einer Alpenspitze gleich in Sphären weit über Nebel und Wolken in reiner ruhiger Sonnenhöhe, und ihr Auge müht sich, die Umrisse des Berges durch das trennende Gewölk hindurch bis zu jener erhabenen Höhe zu verfolgen, vor der sie sich in Ehrfurcht beugen.

Seit Jahrtausenden schon ist die Menschheit in der Ersteigung dieses Berges begriffen. Bald ist es dieses, bald ist es jenes Volk, das die Führung übernimmt. Anscheinend planlos strebt die gewanderte Strasse nach oben und immer nach längeren oder kürzeren Zwischenräumen kommen wir wieder an dieselbe Seite des Berges, um von dem mehr oder weniger erhöhten Standort aufs neue Blicke zu tun hinaus in das Land der Erscheinungen, das sich um uns dehnt.

Es ist dies ein Bild des ganzen Werdeganges der Menschheitsgeschichte, der ganzen Art unseres Fortschritts. Die Zeit drängt bald nach dieser, bald nach jener Richtung und so steigen wir immer weiter empor. Lauschige Täler öffnen sich und schliessen sich wieder unseren Blicken, bald engt sich der Horizont, bald schweift das Auge in blaue Fernen, und so oft uns auch der Weg wieder nach derselben Seite des Berges, den wir ersteigen, d. h. nach derselben Betrachtungsweise der Dinge, zurückbringt, immer ist die Perspektive wieder eine andere, in der sich uns die verschiedenen menschlichen Fragen und Probleme darstellen.

Zwei Grundprinzipien nun sind es hauptsächlich, die die Richtung, die das Hin und Her des Weges bestimmen: der *Realismus* und der *Idealismus,* die ursprünglich wohl in der geistigen Konstitution der Menschen und Völker begründet liegen, aber gleichzeitig von der geschichtlichen Entwickelung und von Zeitströmungen entschieden abhängig sind

Wie liessen sich nun Idealismus und Realismus als bestimmte Uranlagen in Menschen und Völkern erklären?

Wir nehmen durch unser Auge die buntfarbigsten Eindrücke in uns auf, und unser Geist füllt sich mit Bildern der Welt um uns. Nun ist eine doppelte Behandlung dieses Bilderschatzes von seiten des Menschen möglich. Entweder entspricht es seiner geistigen Eigenart, die empfangenen Eindrücke unter Gattungsbegriffe zu ordnen, das Allgemeine aus dem Besonderen zu entwickeln, so dass ihn also die Wahrnehmung zunächst zum *Denken* reizt, oder er ordnet die Bilder nach der Wichtigkeit, die sie für ihn haben in der Umgebung, in der er sich befindet, so dass also die empfangenen Eindrücke ihn zuförderst zum *Handeln* veranlassen, zur praktischen Benutzung der gemachten Wahrnehmungen.

Diese Verschiedenheit in der Behandlung der Wahrnehmung drückt sodann naturgemäss der ganzen Kultur ihren Stempel auf. Im ersten Falle wird die Eigenart des Denkens, des Kombinierens und Vergleichens

vor allem eine bilderreiche, poetische Sprache schaffen. Daraus erwächst ganz natürlich die Neigung, die Poesie an sich zu pflegen, zusammen mit ihrer Zwillingsschwester, der Religion, und die Spekulation wird endlich geneigt sein, sich über das Sichtbare zu erheben und sich mit Begeisterung dem Erhabenen, dem ewig Wahren, Guten und Schönen zuzuwenden, ohne Rücksicht auf alle praktische Verwendbarkeit. Hier haben wir den Idealisten.

Im zweiten Falle endlich wird die Sprache sich auf eine einfache Bezeichnung der wahrgenommenen Dinge beschränken, ohne jede poetische Zutat. Dementsprechend werden die Wissenschaften solcher Völker des spekulativen Elementes mehr oder weniger vollständig ermangeln, da es ihnen nur darauf ankommt, Systeme zu praktischer Benutzung zu bilden und Religion und Philosophie werden auch ein dementsprechend realistisch utilitarisches Gepräge tragen.

Die Arier lassen sich als Beispiel für jene erste Art des Denkprozesses anführen, während die mongolische Rasse die zweite Art illustriert.

Wie nun vorhin bemerkt, müssen wir die geschichtliche Entwickelung und die verschiedenen Zeitströmungen in Betracht ziehen, wenn wir Beobachtungen machen, die mit der soeben aufgestellten Behauptung nicht zusammenstimmen, wenn wir in die Augen springende Verschiedenheiten innerhalb der arischen Völkerfamilie wahrnehmen, oder wenn wir die eigentümlichsten Verwandlungsprozesse in dem Charakter eines Volkes beobachten. Doch, ich muss der Versuchung widerstehen, hier ins einzelne zu gehen; denn es kam mir darauf an, einiges zu sagen über Dinge und Verhältnisse, mit denen wir es direkt zu tun haben.

Wir sahen, dass es für die Arier naturgemäss ist, eine Kultur mit idealistischem Gepräge zu erzeugen. Trotzdem jedoch zeigten sich immer, auch innerhalb unserer Völkerfamilie, entschieden realistische Tendenzen auf jedem Gebiet menschlichen Lebens und Strebens. Dieser Realismus kann natürlich nicht mit dem chinesischen verglichen werden, schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil er immer auf einem tatsächlich idealistischen Boden erwuchs und meistens nur eine heilsame Gegenwirkung gegen den ins Extrem gegangenen Idealismus darstellt, wo er sich nicht als das Produkt zeitweiliger politischer und wirtschaftlicher Verhältnisse ergibt.

Für gewöhnlich nun nennt man die Engländer Realisten und die Deutschen Idealisten, und doch glaube ich bestimmt, dass es Perioden in der Entwickelungsgeschichte der beiden Völker gab, in denen die Deutschen ziemlich ebenso gut Realisten wie die Engländer Idealisten genannt werden können. Es gab eine Zeit, wie Sie wissen, da die Deutschen und die Genuesen sich in den Welthandel teilten, so weit wie damals von einem solchen die Rede sein konnte, und da man meist mehr deutsche Dreimaster in den Häfen von London sah als englische. Die Deutschen von damals

waren in vielen Stücken die Engländer von heute und das England jener Zeit weist in mehr als einem Punkte eine überraschende Ähnlichkeit auf mit unserem alten Deutschland.

Darauf kam der riesige wirtschaftliche und politische Aufschwung *Englands.* Die kurze Spanne zwischen 1585 und 1588 ist vielleicht eine der wichtigsten Perioden für die Kulturgeschichte Englands. 1585 nahm Alexander von Parma Antwerpen ein und wie Guiccardini behauptet, wandte sich damals der dritte Teil der Kaufleute und Fabrikanten nach dem verbündeten England. Drei Jahre später kam das Armadajahr. Nun standen den Engländern die Meere, die Welt offen, und ihrem Denken und Sinnen bot sich allüberall eine solche Menge verlockender Realitäten, dass es bis heute nahezu der ganzen physischen und geistigen Energie bedurfte, die sich ihnen fortwährend aufdrängenden politischen, praktischen Fragen zu bewältigen.

In *Deutschland* kam im Gefolge der Reformation jenes Kriegsjahrhundert, das nur den vierten Teil der Bevölkerung übrig liess, das die kulturellen Traditionen brach und über das einst so glanz- und machtvolle Imperium konnte man späterhin wohl spotten, dass es die Luft als sein Revier habe, während die Engländer die See und die Franzosen das Land beherrschten. Der Blick nach aussen, in die Welt, war den Deutschen genommen, dafür hatten ihre Nachbarn gesorgt. Nichts war nun natürlicher für ein ursprünglich ohnedies so vorwiegend idealistisch angelegtes Volk, als dass sich der Blick jezt nach innen und nach oben kehrte. Ich glaube, die Deutschen hätten auf dem Gebiet, das durch einen solch langen Zeitraum ihr eigenstes war, nie so Hervorragendes geleistet mit einer solch selbstlosen Hingabe an ideales Denken und Empfinden, wenn kein äusserer Zwang vorhanden gewesen wäre. Es erwuchs also hier Gutes aus Bösem.

Darum brach mit dem Jahre 1871 eine neue Zeit in der Kulturentwickelung Deutschlands an. Der Kaiser weist aufs Meer und es dehnt sich jetzt wieder vor den Deutschen die weite reale Welt und lädt sie ein, Kraft und Gedanken einzusetzen für ein „Plätzchen an der Sonne“, wie Bülow es nannte, für praktische Güter. Die Energie, die vorher auf allen Gebieten der Wissenschaft und philosophischer und religiöser Spekulation das Höchste geleistet, setzt sich nun in Tat um und dadurch verknüpft sich die neueste Geschichte Deutschlands wiederum mit der Zeit der Hansa und der Fugger.

Was könnte man nun über das kurze Stück amerikanischer Geschichte, die hiesige Kultur, die hiesigen Menschen sagen? Es ist mir, als ob Sie mir gerade eben alle zuriefen: Realistisch bis aufs Mark! In der Tat ist das auch die allgemeine Ansicht. Ich könnte Ihnen nun eine ganze Anzahl Autoritäten anführen, die sich in der Beurteilung der amerikanischen Geschichte und Kultur und des heutigen Amerikaners in ganz humoristischer Weise widersprechen.

Zum ersten müssen wir nun festhalten, dass die ersten englischen Einwanderer immer noch aus dem mehr idealistisch gearteten England kamen und hier möchte ich nur beiläufig auf die Tatsache hinweisen, dass Kolonien geneigt sind, die Sprache und Kultur des Mutterlandes zur Zeit ihrer Gründung beharrlicher festzuhalten als das Mutterland selber, eine Erscheinung, die sich durch das Beispiel der französischen Kanadier und der griechischen Kolonien illustrieren lässt. Sodann lässt sich ein bedeutender Unterschied zwischen dem für die amerikanische Kulturentwickelung so wichtigen Puritanertum des 17. und 18. Jahrhunderts feststellen. Das des *siebzehnten* Jahrhunderts war offenbar von einem hohen religiösen Idealismus erfüllt; denn für Ideale des Glaubens und absoluter Gewissensfreiheit gaben sie den realen Boden der Heimat daran und zogen in eine gefahrvolle Fremde. Dieser religiöse Idealismus der alten Puritaner hat eine allgemeine idealistische Grundstimmung geschaffen, die in der Neuengland Renaissance, in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts hervorquoll und bis heute noch nachwirkt. Andererseits stellt sich die idealistische Renaissancebewegung auch als eine Reaktion dar gegen das in geistlos dogmatisierendem Unitarianertum verflachten Puritanertum des *achtzehnten* Jahrhunderts, wie überhaupt als eine Geltendmachung der ästhetisch philosophischen Seite der menschlichen Natur, die schon seit der Auswanderung aus England und länger nicht zu ihrem Rechte gekommen war.

Der Einfluss des amerikanischen Freiheitskrieges darf endlich auch nicht vergessen werden. Damals focht man vor allen Dingen für Ideen, für Ideale und die Bedeutung eines solchen Kampfes für die Ausgestaltung des Volkscharakters darf sicher nicht unterschätzt werden.

Bezüglich des Amerikaners von heute lässt sich wohl mit Bestimmtheit sagen, dass in seinem Charakter eine mehr oder weniger starke idealistische Unterströmung vorhanden ist, die zum Teil auf die soeben aufgedeckten historischen Quellen und zum Teil auf europäische und zwar besonders deutsche Einflüsse zurückzuführen ist. Dieses idealistische Grundbild des amerikanischen Charakters ist jedoch für den oberflächlichen Beobachter so überwuchert durch einen so ausgesprochen scheinenden Realismus, dass es oft der redlichen Absicht bedarf, Idealismus zu suchen, wenn man ihn finden will.

Im allgemeinen kann man von der heutigen Kultur in Europa wie hier wohl sagen, dass sie eine realistische ist. Die Völker sowohl wie die einzelnen wollen alle „ein gemütliches Plätzchen an der Sonne" und Wissenschaft sowohl wie Philosophie stellt sich in den Dienst unseres körperlichen und bürgerlichen Wohlergehens. Die philosophische Richtung, die ich im Auge habe, geht allerdings von England aus, hat aber auf dem Kontinente sowohl wie auch hier eifrige Vertretung gefunden.

Dem Publikum, zu dem ich rede, den Realismus und Naturalismus in *Kunst* und *Literatur* zu charakterisieren, habe ich nicht nötig.

Dass dieser Naturalismus insbesondere weder hier noch in England so üppig ins Kraut geschossen ist, wie auf dem europäischen Kontinente, findet, von anderen Ursachen abgesehen, nach meiner Ansicht, besonders für Amerika seine sehr einfache Erklärung darin, dass die Schriftsteller auf ihr Publikum Rücksicht nehmen und da dasselbe sich hier mehr aus jungen Mädchen als aus reifen Männern zusammensetzt, konnte man wohl kaum durchweg als Hauptattraktion ein ehebrüchiges Weib an den novellistischen Pranger stellen. Gleichzeitig darf man sich jedoch der Tatsache nicht verschliessen, dass dieser Umstand eine freie und natürliche Entfaltung der amerikanischen Romanliteratur in mancher Hinsicht behindern möchte.

In welcher *Richtung* nun bewegt sich unsere heutige Kultur? Mich will es dünken, als stünden wir eben an einer Biegung des Weges, und es sind entschieden deutliche Anzeichen vorhanden, die uns eine neue Zeit gewährleisten. Dass Zolas Schule heute nicht mehr in der Weise wie vor zehn Jahren den Ton angiebt, wissen wir alle und in der Malerei scheint mir Böcklin ein Mann der neuen Zeit zu sein. Das wurde mir klar, als ich letztes Jahr im Böcklin Zimmer in Basel stand. Das schien mir Idealismus.

Auf den Symbolismus hier einzugehen, gebricht mir die Zeit. Jedenfalls bedeutet er ein Hinwegstreben vom Realismus und ist deshalb schon zu schätzen. Was wir jedoch heute nötig haben, ist keine neue Manier. Wir brauchen Künstler, Schriftsteller, *Menschen* brauchen wir mit reinem, reichem Herzen, mit fröhlichem Mute und mit Augen nicht nur für das Hässliche und Gemeine, sondern für alles Grosse und Schöne um uns. In der Schrift heisst es: „Selig sind, die reines Herzens sind; denn sie werden Gott schauen", und damit sich die Wahrheit, damit sich die grossen Realitäten des Lebens, damit sich die Welt nicht verzerrt, sondern wahr, gross und erhaben in uns spiegle, dazu gehört allerdings ein reines Gemüt, das wie ein tiefklarer Alpensee die Berge und Wälder schöner noch wiederspiegelt als sie sich rings um seine Ufer erheben.

Es hätte des unsichern Umhertastens nach neuen Methoden und Prinzipien wahrlich nicht not. Warum lernen wir nicht aus der *Vergangenheit,* die doch der grossen Werke und Namen so viele kennt.

Sollte es für einen modernen Menschen nicht möglich sein für seine eigene Persönlichkeit jene *griechische Lebenseinheit* zu erringen, die für das Volksleben allerdings unwiederbringlich verloren ist, die aber das Streben des Einzelnen zur kräftigsten und schönsten Harmonie, zur höchst möglichen Vollendung führen müsste!

Und bietet uns die *christliche* Periode — wenn wir die ersten fünfzehn Jahrhunderte unserer Zeitrechnung bündig so charakterisieren dürfen — nichts, das der Erhaltung und Pflege auch heute wert wäre? Wie bitter

not täte uns nicht heute etwas von jener zum Himmel lodernden *Begeisterung* für überirdische Güter, die einen Paulus und die ersten Christen auszeichnete! Nennen Sie es lächelnd Fanatismus, nennen Sie es Aberglaube; es war die völlige, innige, kindliche und begeisterte Hingabe an ein grosses überweltliches Ideal.

In *Shakespeare* tritt uns ein *Mensch* entgegen. Mehr sage ich nicht über ihn. Wie er die Menschen, ohne dass sie die Mühe des Aufstiegs irgendwie empfanden, auf Höhen der Lebensauffassung führte, wo man weit ausschaute, wo man freier atmete, wo man Mensch war, ist bekannt.

Und was könnten unsere Naturalisten nicht endlich von unserm *Schiller* lernen! Folgender Satz, der sich in seinem geistvollen Aufsatz: „Über naive und sentimentalische Dichtung" findet, könnte ebenso wohl die Kraftstelle einer modernen Abhandlung über zeitgenössische Literatur bilden. Schiller sagt da: „*Wirkliche* menschliche Natur ist jede mora lische Niederträchtigkeit, aber *wahre* menschliche Natur ist sie hoffentlich nicht; denn diese kann nie anders als edel sein. Es ist nicht zu übersehen, zu welchen Abgeschmacktheiten diese Verwechslung wirklicher Natur mit wahrer menschlicher Natur in der Kritik wie in der Ausübung verleitet hat: welche Trivialitäten man in der Poesie gestattet, ja lobpreist, weil sie, leider! wirkliche Natur sind; wie man sich freut, Carikaturen, die einen schon aus der wirklichen Welt herausängstigen, in der dichterischen sorgfältig aufbewahrt und nach dem Leben konterfeit zu sehen. Freilich darf der Dichter auch die schlechte Natur nachahmen und bei dem satirischen bringt dieses ja der Begriff schon mit sich; aber in diesem Falle muss seine eigene schöne Natur den Gegenstand übertragen und der gemeine Stoff den Nachahmer nicht mit sich zu Boden ziehen." Unserem Schiller gebührt gerade heute wieder mehr Gehör, und zwar aus mehr als einem Grunde! Was übrigens Schiller in seinem berühmten Aufsatze des weiteren ausführt und ästhetisch begründet, drückt George Sand kurz aus, wenn sie sagt: „L'art n'est pas une étude de la vérité positive; c'est une recherche de la vérité idéale."

Liesse sich doch all das Gute, das die Geschlechter vor uns hatten, in eine grosse Menschenkraft, in eine grosse Persönlichkeit zusammenfassen! Gäbe uns der Himmel doch einen Mann, der auf jener griechischen Höhe des Lebens steht, der die Quelle der inneren Kraft, der Ruhe und Einheit gefunden hat, sei es in den christlichen, sei es in dem poetisch philosophischen Zusammenfassen des vielgestaltigen Lebens um uns in ein höchstes, unbegreifliches Leben, das auch durch uns strömt, einen Mann, der mit der kraftvollen Kunst eines Shakespeare und dem keuschen Auge eines Schiller uns Bilder des Lebens darböte, Bilder, in denen wir uns wiederfänden, Bilder, in denen wir auch volle und ganze Menschen schauten, Menschen und Dinge so wie sie sein sollten und so wie wir vielleicht sein könnten, wenn wir unsere ganze Kraft zusammenfassten; Welt- und

Menschenbilder müsste der Mann uns zeigen, die ohne einen Versuch uns im einzelnen zu belehren, zu erbauen, oder zu strafen, als *Ganzes* auf uns wirkten, uns erfassten durch ihre innere Wahrheit, ihren tiefen Ernst und ihre fröhliche Begeisterung für jene Güter, die das Leben erst lebenswert machen. Eine solche Kunst, eine solche Literatur würde uns unversehens emporheben übers Alltägliche und würde uns auf eine Alpenhöhe der Lebensauffassung stellen, wo wir uns der Gottheit, wo wir uns der Quelle unserer Kraft näher fühlten und freier und fröhlicher aufatmeten als in eng dumpfem Tale, wo Naturalisten und Symbolisten ihr Wesen treiben ein jeder in seiner Art.

In Deutschland empfindet man das Bedürfnis nach Vollmenschen, wie man sie dort wohl nennt, nach frischer, kräftiger Luft. Lienhard vor allen Dingen und dann auch Weigand und Bartels stossen da ins Alphorn. Heimatkunst ist die Losung! In den Heimatboden solle man die Wurzeln schlagen, aus ihm Kraft saugen und dann das Beste, Schönste und Kräftigste der Sonderart, sei es nun Bayerisch oder Friesisch, der Allgemeinheit bieten.

Meine Freunde! Der Ruf edler deutscher Männer dringt zu uns übers Meer, aus der Stammesart das Schönste und Kräftigste seinem Volke zu bieten. Für uns handelt es sich hier nicht um Bayern und Friesen. Wir haben als Deutsche unsere Pflicht diesem neuen, grossen Volke gegenüber, unter dem wir als Lehrer wirken. Seien wir Lehrer in einem weiten, hohen Sinne des Worts. Seien wir Vertreter des Höchsten und Besten aus unserem Stamm. Lassen wir doch den alten deutschen Idealismus der Forschung und Kunst nicht aussterben, von dem man so wenig mehr spürt in Neudeutschland sowohl wie hier in Amerika.

„Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet."

sagt Goethes Sänger. Ich wollte, ich könnte das unseren grossen Sängern und Virtuosen gelegentlich sagen. Die Künstler und die Kunst würden ja so viel gewinnen, wenn die Künstler sich zu einer idealeren Auffassung ihrer Kunst verstehen könnten und die Türen der Konzertsäle und Theater etwas weiter öffneten. Kunst gehört allen. Die Kunst hebt das Schöne, so dass alle es sehen können.

Ohne Lohn verlässt Goethes Sänger allerdings auch nicht das Schloss. Er ruft dem Könige zu:

„Doch, darf ich bitten, bitt' ich eins:
Lass mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen!"

Der Lebensgenuss ist uns also nicht versagt alsLohn für unser Lied, für unsere Kunst. Wir dürfen die Freude des Lebens mit vollen Zügen schlürfen. Es war jedoch der *beste* Wein, den Goethes Sänger verlangte, und er

trank ihn aus *goldenem* Becher. Edle Lebensfreude, in edler Form, aus goldenem Becher — genossen: Das ist auch eine Lebenskunst, die wir Deutsche hier üben, hier vertreten sollten. Unsere Pflicht haben wir jetzt in diesem Stücke nicht getan — der Genius unseres Volkes klagt uns an.

Endlich, — und das ist das letzte — lassen wir das Abendrot am Himmel! Wo die *Wissenschaft* uns verlässt, da sollten wir *Poesie* und *Rcligion* nicht zurückstossen. Im Abendrot sah Schiller goldne Früchte glühen und einen Nachen schwanken nach jenem Lande, wo nach den Worten des Paulus „das Stückwerk aufhört" und von dem Goethes Chorus Mysticus singt:

„Das .Unzulängliche
Hier wirds Ereignis."

Das ist der letzte und hehrste Idealismus.

Mündliche Erteilung des deutschen Unterrichts in den Anfangsklassen unserer öffentlichen Schulen.

Vortrag, gehalten vor dem 32. Lehrertage zu Detroit.

Von *Philipp Huber,* Saginaw, W. S., Mich.

Wird in unseren öffentlichen Schulen und besonders in den Anfangsklassen derselben, wobei Kinder von fünf Jahren zu unterrichten sind, deutsch gelehrt, so kann der Zweck und das Ziel des Unterrichts nur darin bestehen, die Kinder mit dem G e b r a u c h der deutschen Sprache vertraut zu machen, sowie dieselben zum mündlichen und schriftlichen Gedankenausdruck zu befähigen.

Dass die zur Zeit gebräuchlichen Methoden, wobei mit Lesen und Schreiben in der Fremdsprache begonnen wird, ehe die Kinder die Sprache verstehen, ein Hindernis sind, das wichtigste Ziel, die Kinder mit dem G e b r a u c h der deutschen Sprache vertraut zu machen, und zwar möglichst rasch, damit sie dann desto länger und tiefer auf Herz und Gemüt ihrer Schüler durch diese Sprache einzuwirken vermögen, steht wohl bei jedem Lehrer, der auf die E r g e b n i s s e des deutschen Sprachunterrichts ein aufmerksames Auge hat, fest.

Diese Ergebnisse werden jedoch um so geringer sein, je mehr die wirkliche deutsche, d. h. aus Deutschland eingewanderte Bevölkerung abnimmt und wir in den Schulen bereits die zweite oder dritte Generation zu unterrichten haben; mit organischer Notwendigkeit muss dann der deutsche Unterricht vollständig aufhören. Sollten jedoch die Resultate des deutschen Unterrichts derartige sein, dass die Kinder, auch diejenigen angloamerikanischer Abkunft, die Sprache w i r k l i c h s p r e c h e n lernen, nicht nur lesen und schreiben, so werden wir keinen grösseren und